

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Friedrich des Großen Operationsplan für den Feldzug von 1759

Petzel, Eugen

Berlin, 1887

Friedrich des Großen Operationsplan für den Feldzug von 1759.

[urn:nbn:de:kobv:517-vlib-12693](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-vlib-12693)

Friedrich des Großen Operationsplan für den Feldzug von 1759.

Vortrag,

gehalten in der Versammlung der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 24. Januar 1887
von Bessel, Premierlieutenant im 1. Niederschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 46,
commandirt zum Großen Generalstab.

Hierzu 2 Kartenskizzen.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Die Red.

Der Feldzug von 1758 hatte ohne entscheidendes Resultat geendet.

König Friedrich, im Besitz fast desselben Flächenraumes, den er ein Jahr zuvor innegehabt hatte, stand bei Beginn des neuen Jahres bereit, den Kampf um Preußens politische Existenz scheinbar in ungeschwächter Kraft wieder aufzunehmen. Wohl Niemand zweifelte damals daran, daß der König, wie bisher stets, so auch diesmal, die Operationen durch eine energische, weitgehende Offensive eröffnen werde, und nur über deren muthmaßliche Richtung gingen die Ansichten der zeitgenössischen Fachmänner vielfach auseinander.

Aber man sollte eine große Enttäuschung erleben.

Woche auf Woche, Monat auf Monat verging, sämtliche Gegner Preußens waren auf dem Kampfplatze erschienen und hatten ihren Vormarsch begonnen; enger und enger ward der Kreis, der sich um das Preussische Heer zusammenschloß, täglich mehr schwand für dasselbe die Aussicht, das verlorene Terrain noch in diesem Feldzuge zurückzuerobern, und noch immer stand König Friedrich unthätig in Schlessien, wo er seit dem 10. Juli mit seiner Hauptarmee beim Dorfe Schmottseiffen, südlich Löwenberg, ein festes Lager bezogen hatte.

Das unglückliche Gefecht von Kay, vom 23. Juli, machte dieser Unthätigkeit gewaltsam ein Ende; es nöthigte den König, sich gegen die Russen zu wenden, und führte ihn zu der blutigen Niederlage von Kunersdorf.

Die Gegner des Großen Königs, die zahlreichen Neider seines Ruhmes triumphirten.

Jetzt war es ja klar erwiesen, — nicht einem seine Zeitgenossen überragenden Feldherrngenie verdankte er seine bisherigen Erfolge, sondern lediglich einem unbegrenzten Glück, gepaart mit rücksichtslosem Hinwegsetzen über alle Regeln der Kriegskunst, das sich jetzt endlich folgerichtig an ihm rächte.

490458289

Aber auch des Königs Freunde und Bewunderer suchten vergeblich nach einer Erklärung für sein Verhalten. — Bisher hatte er allen Bedenken gegen seine offensive Kriegsführung stets den Hinweis entgegengehalten, daß er ohne dieselbe gewärtige, von seinen übermächtigen Gegnern immer mehr und mehr eingeengt und schließlich einfach erdrückt zu werden; — und der Erfolg hatte bisher für ihn gesprochen.

Für diesen Feldzug nun hatten sich die allgemeinen Verhältnisse augenscheinlich in keiner Weise geändert, und doch hatte König Friedrich plötzlich sein bewährtes System verlassen und sich ohne sichtbaren Grund auf die stricteste Defensiv beschränkt.

Er hatte die anfängliche weite räumliche Trennung seiner Gegner nicht ausgenutzt, hatte — anscheinend im Vertrauen auf seine feste Stellung bei Schmottseiffen — die Russen ungehindert in die Mark eindringen und sich mit Laudon vereinigen lassen, um sie dann unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen doch anzugreifen und — entscheidend geschlagen zu werden.

In der That, man kann den Zeitgenossen und auch den späteren Kritikern dieses Feldzuges kaum einen Vorwurf daraus machen, wenn ihnen des Königs Verhalten unverständlich erscheint, und wenn sie einen Mangel an Consequenz darin erblicken. Heute aber, wo uns die Forschungen Schönings und Bernhardis einen tieferen Einblick in seine Beweggründe eröffnet haben, erscheint auch dieser Theil seiner kriegerischen Thätigkeit in einem anderen, des Großen Königs durchaus würdigen Lichte.

Vor Allem wissen wir jetzt, daß Preußens Stärke bei Beginn des Jahres 1759, so sehr sie auch nach Außen imponirte, thatsächlich nur eine scheinbare war.

Denn war es der rastlosen Thatkraft des Königs auch gelungen, sein Heer der Zahl nach wieder vollständig auf den alten Stand zurückzuführen, dem inneren Werthe nach hatte er es nicht vermocht.

Ganz besonders machte sich dies bei seiner Infanterie fühlbar. Dieselbe hatte einst durch ihre vorzügliche Schulung dem Preussischen Heere jene taktische Ueberlegenheit über seine Gegner gegeben, welcher es die glänzenden Siege von Lowositz, Prag und Leuthen verdankte, war aber jetzt durch die blutigen Schlachten der drei letzten Jahre fast gänzlich aufgerieben und konnte durch die frisch eingestellten Rekruten in keiner Weise ersetzt werden.

Zwar hatte König Friedrich versucht, diesen Mangel durch bedeutende Vermehrung und Verbesserung seiner Artillerie nach Möglichkeit auszugleichen, wenn aber der Ersatz einer tüchtigen Infanterie durch Artillerie schon an sich stets nur ein Nothbehelf sein kann, wie viel unzureichender mußte er erst in der damaligen Lage König Friedrichs sein.

Auf allen Seiten von Feinden umdrängt, denen er nur unverhältnißmäßig schwache Kräfte entgegenstellen konnte, hatte er sich bisher nur dadurch zu behaupten vermocht, daß er sich, unter vollendeter Ausnutzung seiner Stellung

auf der inneren Linie, mit seiner Hauptarmee bald auf den einen, bald auf den andern Kriegsschauplatz warf und so durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen das numerische Mißverhältniß wenigstens einigermaßen wieder ausglich.

Eine derartige Kriegführung war aber nur mit einem Heere möglich, das seinen Gegner nicht nur an taktischer Schulung, sondern vor Allem auch an strategischer Beweglichkeit überlegen war, und gerade diese hatte das Preussische Heer mit seiner alten, einmarschirten Infanterie und durch die starke Vermehrung seiner Artillerie — wesentlich eingebüßt.

Auch in Bezug auf das moralische Element machte sich in der Armee — und ganz besonders bei der Infanterie — infolge des immer schlechter werdenden Ersatzes ein bedenklicher Rückschritt fühlbar.

Schon bei Borndorf hatte sich derselbe empfindlich geltend gemacht, er konnte in Zukunft leicht verhängnißvoll werden.

Früher als irgend einer seiner Zeitgenossen erkannte König Friedrich diese innere Umwandlung seines Heeres und mit klarem Blick übersah er deren volle Tragweite für seine ganze Kriegführung.

Bisher war es der Grundgedanke derselben gewesen, durch rasch aufeinander folgende wuchtige Schläge und unbekümmert um die eigenen Verluste die moralische Kraft seiner Gegner zu brechen und dieselben dadurch zum Frieden zu zwingen.

War ihm dies aber bisher nicht gelungen, so war jetzt die Aussicht hierauf ganz geschwunden; denn fortan mußten seine Märsche verlustreicher, seine Schlachten blutiger, die Füllung der dadurch in seiner Armee entstehenden Lücken aber täglich schwieriger werden.

König Friedrich sagte sich deshalb, daß er bei Beibehaltung seines bisherigen Systems gewärtige, trotz aller Siege schließlich doch infolge gänzlichen Verbrauches seiner personellen Hilfskräfte seinen hieran so ungleich reicheren Gegnern zu unterliegen.

Die Ueberzeugung, daß nur eine gänzliche Aenderung seiner Kriegführung diese Gefahr abwenden könne, bestimmte für dieses Mal seinen Feldzugsplan.

An Stelle des bisherigen rücksichtslosen Drängens nach taktischen Entscheidungen sollte fortan ein System vorsichtigen Abwartens treten, und zähes Ausharren sollte jetzt erzwingen, was kühnes Wagen nicht erreicht hatte: — einen ehrenvollen Frieden.

Aber nicht nur rein militärische, sondern auch schwerwiegende politische Erwägungen sprachen für diesen Entschluß des Königs, und hier fiel vor Allem die Möglichkeit eines baldigen Russischen Thronwechsels entscheidend ins Gewicht.

Bei dem körperlichen Zustande der Kaiserin Elisabeth war dieses Ereigniß stündlich zu gewärtigen, und die Rücksicht hierauf hatte schon im vorigen Feldzuge lähmend auf die Entschlüsse der Russischen Generale eingewirkt.

Es war nun zwar mit Sicherheit vorauszusehen, daß dieses Ereigniß Preußen fürs Erste von der Gegnerschaft Rußlands und damit auch Schwedens befreien werde, aber bei der Unsicherheit der inneren Russischen Zustände konnte auch hierin sehr bald wieder eine Aenderung eintreten.

Eine wirklich entscheidende Bedeutung für den ganzen Krieg gewann deshalb der Russische Thronwechsel erst dann, wenn es nach seinem Eintreten König Friedrich gelang, seine übrigen Gegner endgültig niederzuwerfen, ehe sich eine neue Schwenkung in der Russischen Politik vollzog.

Ein starkes, intactes Heer war hierfür Grundbedingung, und es war daher nur eine consequente Durchführung dieses Gedankens, wenn der König jetzt jede verlustreiche Operation möglichst vermeiden wollte.

Auch die Rücksicht auf seine und seiner Gegner finanzielle Lage mußte ihn in diesem Entschlusse bestärken.

Denn während er selbst infolge des mit England neuabgeschlossenen Subsidienvertrages vom 7. December 1578 über hinreichende Geldmittel verfügte, hatten seine Gegner, und ganz besonders Frankreich, mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, die bei längerer Dauer des Krieges nicht ohne Einfluß auf den Gang desselben bleiben konnten. Zeitgewinn war unter diesen Verhältnissen für den König um so wichtiger, als er ihm zugleich auch die Möglichkeit bot, Schulung und Disciplin in seine ungeübten Truppen zu bringen.

Lag es nun hiernach auch im Interesse und in der Absicht des Königs, die Entscheidung des Feldzuges fürs Erste möglichst hinauszuschieben, so lag ihm doch andererseits der Gedanke an eine passive Defensive, wie er ihm von einzelnen Kritikern zugeschrieben wird, absolut fern.

Im Gegentheil, in seinen aus jener Zeit datirenden Briefen an den Prinzen Heinrich und den Herzog Ferdinand von Braunschweig betont der König auf das Nachdrücklichste die Nothwendigkeit thatkräftigen Handelns, und auch seine Instructionen für die Generale Graf Dohna, v. Wedell und v. Fouqué athmen den schneidigsten Offensivgeist. Daß dieser aber bei ihm selbst nicht nur in der Theorie bestand, das beweist des Königs eigenes Verhalten nach der unglücklichen Schlacht von Kay.

Noch immer, wie in den ersten Tagen seiner kriegerischen Thätigkeit, war König Friedrich von dem hohen Werthe der Offensive durchdrungen und entschlossen, sie wieder zu ergreifen, sobald die Verhältnisse es irgend gestatteten. Aber fortan wollte er seine Gegner nicht mehr angreifen, selbst „wenn sie sich auf dem Zobten-Berge verschanzt hätten“, sondern nur dann, wenn taktische und numerische Verhältnisse den Erfolg wenigstens einigermaßen sicherten. Die günstigste Gelegenheit hierzu mußte sich aller Voraussicht nach auf Seiten der Oesterreicher bieten.

Denn nach dem zwischen den Verbündeten vereinbarten, dem Könige in seinen Hauptzügen bekannten Operationsplane wollten Russen und Oesterreicher

gegen die mittlere Oder vordringen, während ein gleichzeitiger Angriff der Reichs-Armee auf Sachsen die übrigen Preussischen Kräfte fesseln sollte.

Die Durchführung dieses Planes bedingte ein Ueberschreiten der Sudeten oder des Erzgebirges seitens der Oesterreicher, und hierbei durfte sich leicht eine günstige Gelegenheit zu einem Schlage gegen sie bieten.

Aus diesem Grunde beschloß der König, auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes persönlich den Oberbefehl zu übernehmen.

Dieser Entschluß ist von einzelnen Kritikern getadelt, und dem Könige ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er sich nicht selbst gegen die Russen gewandt habe, so lange die räumliche Entfernung eine Unterstützung derselben seitens der Oesterreicher ausschloß.

Hiergegen sprach aber außer den weiter oben erwähnten politischen Gründen auch noch die Erwägung, daß die Russen vor erfolgter Vereinigung mit einem Oesterreichischen Hülfscorps wohl schwerlich eine Entscheidungsschlacht angenommen haben würden. Sie würden derselben vielmehr aller Borausicht nach ausgewichen sein, und die dann über ihre Arrieregarden und einzelne Detachements möglicherweise zu erringenden Vortheile konnten schwerlich die Zeit und Opfer aufwiegen, welche eine derartige Operation dem Könige unbedingt kosten mußte.

Ueberdies war Oesterreich Preußens Hauptgegner, ohne dessen völlige Niederwerfung an einen dauernden Frieden doch nicht zu denken war, und es war deshalb durchaus folgerecht gehandelt, daß der König diesem Gegner sein Hauptaugenmerk zuwandte. —

Die vorstehend skizzirten Erwägungen bildeten auch im Allgemeinen die Grundlage für die diesmalige Vertheilung der Preussischen Streitkräfte. Im Einzelnen gestaltete sich dieselbe folgendermaßen:

Der König selbst, mit der Hauptarmee, ungefähr 50 000 Mann stark, nahm Stellung bei Landshut in Schlesien, von wo er den General v. Fouqué mit 18 Bataillonen, 20 Escadrons zur Deckung Oberschlesiens in die Gegend von Leobschütz detachirte.

Prinz Heinrich, mit 28 000 Mann, sollte Sachsen decken und nahm Aufstellung bei Dresden.

Eine annähernd gleich starke Armeeabtheilung, gegen die Russen bestimmt, wurde unter Befehl des Generals Grafen v. Dohna bei Landsberg a. W. zusammengezogen.

General v. Kleist mit 5000 Mann blieb an der Peene gegen die Schweden stehen.

Die Operationen gegen die Franzosen leitete der Herzog Ferdinand von Braunschweig zwar im Einvernehmen mit dem Könige, im Uebrigen aber ganz selbständig; sie kommen daher hier auch nicht weiter in Betracht.

Die Absicht des Königs ging nun im Allgemeinen dahin: in starken Stellungen der Oesterreichischen Hauptarmee dicht gegenüber zu bleiben, jede

günstige Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlage gegen sie auszunutzen und, sobald dieses gelungen, sich mit voller Kraft auf die Russen zu werfen.

Er hoffte dabei, daß es dem Grafen Dohna gelingen werde, dieselben allein lange genug aufzuhalten.

Um indessen auch seinerseits schon den Beginn ihrer Bewegungen möglichst zu verzögern, hatte der König bereits im Monat Februar den General v. Wobersnow mit einem Detachement über Glogau nach Posen entsendet, mit dem Auftrage, die dortigen Russischen Magazine zu zerstören.

Auch gegen die Oesterreichischen Magazine in Böhmen und Mähren, sowie gegen diejenigen der Reichsarmee in Franken und Thüringen ließ er in den Monaten April und Mai zu dem gleichen Zwecke seitens des Prinzen Heinrich und des Generals v. Fouqué ähnliche Unternehmungen ausführen.

So glücklich dieselben aber auch im Einzelnen verliefen, und so werthvoll die durch sie erzielten materiellen Resultate waren, so hatten sie doch den Gang der großen Operationen nicht nennenswerth aufzuhalten vermocht, und sehr bald sah sich der König von einem concentrirten Angriff aller seiner Gegner bedroht.

Die Franzosen hatten den Herzog Ferdinand bei Bergen geschlagen und bedrohten Minden.

Die Russen hatten ihre Concentration bei Posen beendet und standen daselbst 60—70 000 Mann stark zum Vormarsch bereit.

Die Oesterreicher hatten ihre Winterquartiere in Böhmen und Mähren verlassen; einzelne ihrer Detachements hatten an verschiedenen Punkten die Preussische Grenze überschritten, und ihre Hauptarmee — unter Befehl des Feldmarschalls Grafen Daun — stand bei Schurz an der Elbe bereit, jeden Augenblick das Gleiche zu thun. Selbst die Reichsarmee hatte sich in Bewegung gesetzt und bedrohte, durch Franken und Thüringen heranziehend, die Grenzen Sachsens.

Gelang es dem Könige jetzt nicht bald, den geplanten Schlag gegen die Oesterreicher zu führen, so mußte seine Lage höchst bedenklich werden.

Mit täglich wachsender Ungeduld, die in seinen aus jener Zeit datirenden Briefen einen beredten Ausdruck findet, erwartete er daher den Beginn des Oesterreichischen Vormarsches.

Aber er mußte lange warten. — Der Mai und Juni verstrich, und noch immer stand Graf Daun unbeweglich bei Schurz an der Elbe.

Endlich am 1. Juli erhielt der König die Meldung, daß die Oesterreichische Armee am 28. Juni aus ihrem Lager aufgebrochen und in zwei Colonnen in nordwestlicher Richtung abmarschirt sei.

Die nächsten Tage brachten die Bestätigung dieser Meldung und ließen gleichzeitig Marklissa am Queiß als Marschziel der Oesterreicher erkennen.

König Friedrich erblickte in dieser Bewegung die Einleitung zu der von den Oesterreichern beabsichtigten Vereinigung mit den Russen, und seinem

weiter oben skizzirten Operationspläne gemäß beschloß er, den ersteren dicht zur Seite zu bleiben.

Auch die bald darauf eingehende Meldung, daß Graf Daun bei Marklissa wieder Halt gemacht und ein festes Lager bezogen habe, änderte diese Ansicht des Königs nicht. — Demselben war nämlich bekannt, daß die Verbündeten übereingekommen waren, in diesem Feldzuge wenigstens eine der Preussischen Festungen zu erobern, und König Friedrich glaubte deshalb, daß die Oesterreicher bei Marklissa nur das Herankommen des erforderlichen schweren Geschützes abwarten wollten.

Inzwischen ging auch die Meldung ein, daß der Oesterreichische General de Ville, der bisher bei Johannisthal dem General Fouqué gegenüber gestanden hatte, auf Trautenau abmarschirt sei. — Da sonach Oberschlesien nicht mehr bedroht war, zog der König den General v. Fouqué nach Landshut heran und übertrug ihm mit 23 Bataillonen, 18 Escadrons die Sicherung des dortigen Passes. Er selbst — mit der Avantgarde der Armee — brach am 5. Juli von Landshut auf und marschirte über Hirschberg und Löwenberg nach dem Plateau von Schmottseiffen. Dorthin folgte ihm das Gros der Armee am 6. Juli in zwei Colonnen unter Führung des Prinzen von Württemberg.

Die Wahl dieser Stellung ist von den älteren Kritikern sehr verschieden beurtheilt worden.

Während sie die Einen überaus loben, weil sie „ganz Schlesien gedeckt“ habe, tadeln sie die Anderen, weil „dies nicht der Fall“ gewesen.

Lob und Tadel sind in diesem Falle gleich unzutreffend, denn beide gehen von der unrichtigen Voraussetzung aus, daß König Friedrich beabsichtigt habe, durch diese Stellung den Vormarsch der Oesterreicher aufzuhalten. Dies war aber, wie wir jetzt wissen, thatsächlich nicht der Fall, denn König Friedrich wünschte nichts sehnlicher, als eben diesen Vormarsch. Er bezog deshalb das Lager von Schmottseiffen auch nicht, wie jene Kritiker glauben, als Defensiv-, sondern als Flankenstellung, von der aus er zur Offensive übergehen wollte, sobald die Oesterreichische Armee sich in Bewegung setzte.

Für diesen Zweck war aber die Stellung bei der Art der damaligen Kriegsführung und bei der augenblicklichen Kriegslage in jeder Hinsicht meisterhaft gewählt.

Der Oesterreichischen Armee bei Marklissa dicht gegenüber und sonach im Stande, jede ihrer Bewegungen genau zu überwachen, ließ ihr der König hier doch die beiden für ihre Vereinigung mit den Russen wichtigen Straßen:

Lauban—Halbau und
Görlitz—Muskau

vollständig offen.

Andererseits nur $2\frac{1}{2}$ Meilen von ersterer, 6 Meilen von letzterer Straße entfernt, durfte er bei der Schwerfälligkeit der damaligen Oesterreichischen

Armee doch mit Sicherheit darauf rechnen, ihr rechtzeitig in die Flanke fallen zu können, falls sie auf einer dieser Straßen gegen die Oder vorrückte. Erlitt er aber hierbei einen Scher, so blieb ihm der Rückzug nach Glogau jederzeit offen und damit auch die Möglichkeit, durch einen auf dem rechten Oderufer geführten Vorstoß gegen die rückwärtigen Verbindungen der Russen dem Kriege wieder eine neue Wendung zu geben.

Auch in taktischer Hinsicht bot die Stellung ihrem Vertheidiger bedeutende Vortheile.

Von Südwesten, der damals dem Feinde zugewendeten Seite her, stellt sie sich dem Auge als ein scharf markirtes, das umliegende Terrain bedeutend überhöhendes Plateau dar, das nach Westen gegen die Schlucht von Neundorf steil abfällt. Die Abhänge dieser Schlucht, in ihrem unteren Theile mit dichtem Laubwald und Buschwerk bedeckt, können von moderner Infanterie nur mit größter Mühe erstiegen werden; einem Angriffe damaliger Infanterie aber mußten sie nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten, zumal zahlreiche ein- und ausspringende Winkel des Plateaurandes eine wirksame Bestreichung des gesammten Abhanges ermöglichen.

Sonach von Westen her fast unangreifbar, gestattet andererseits die Stellung mittelst der von ihr über Wellersdorf, Schosdorf und Krummenöls auf Lauban führenden Straßen doch ein rasches Vorbrechen gegen die Straße Lauban—Halbau und über diese hinaus gegen die Straße Görlitz—Muskau.

Im Norden wird die Stellung durch mehrere hohe, zur Zeit des siebenjährigen Krieges dicht bewaldete und daher unzugängliche Berge, im Osten und Süd-Osten durch die scharf eingeschnittene Schlucht von Schmottseiffen abgeschlossen.

Nur im Süden, wo das Plateau gegen das Städtchen Liebenthal hin etwas allmäliger abfällt, bietet sich einem Angreifer ein schmaler Ausgang.

Aber auch dieser kann von einem gegen Krummenöls vorspringenden, mit dem Plateaurande zusammenhängenden Berggrücken*) wirksam flankirt werden. Ueberdies würden beim Stande der Infanterietaktik zur Zeit des Großen Königs die Dörfer Krummenöls und Geppersdorf damals einen Angriff seitens der Oesterreicher hier nicht unwesentlich erschwert haben.

Das Plateau selbst bietet genügenden Raum für die Aufstellung größerer Truppenmassen und für die Verwendung aller Waffen; mehrere dasselbe durchziehende Erhebungen und Vertiefungen gestatten die verdeckte Aufstellung und Bewegung von Reserven fast nach allen Punkten des Plateaus. Die ganze Stellung muß sonach auch für heutige Verhältnisse als ungemein stark bezeichnet werden, sie war es in noch erhöhterem Maße für die Kampfweise und die Waffenwirkung zur Zeit des siebenjährigen Krieges.

*) In der Planstizze mit A bezeichnet.

König Friedrich konnte deshalb in dieser Stellung dem Angriff eines selbst sehr überlegenen Gegners mit Zuversicht entgegensehen, und daher durfte er auch, ohne einen Fehler zu begehen, es wagen, sich so dicht vor dem Bober aufzustellen; den Rückzug über Löwenberg konnten ihm die Oesterreicher keinesfalls verlegen.

Meisterhaft, wie die Wahl der Stellung, waren auch des Königs taktische Anordnungen innerhalb derselben.

Während die Infanterie in den beiden ersten, die Cavallerie im dritten Treffen lagerte, war der größte Theil der Artillerie vor der Front und auf den Flanken derart vertheilt, daß sie sämtliche Abhänge des Plateaus sowie die auf dasselbe führenden Wege und Schluchten wirksam bestreichen konnte.

Zum Schutze des am meisten gefährdeten linken Flügels wurde auf dem vorerwähnten, gegen Kruppenöls vorspringenden Bergrücken ein selbständiges, mit 10 schweren Geschützen armirtes Werk errichtet und dauernd durch 2 Grenadier-Bataillone besetzt.

Ein gleiches Werk wurde zum Schutze der rechten Flanke des Lagers beim Kalten Vorwerk angelegt.

Zur Sicherung des Lagers in der Front sowie zur Aufklärung gegen Lauban wurde ein Cavallerie-Detachement von 300 Pferden an die Windmühle von Welkersdorf vorgeschoben, das sich seinerseits durch je eine Feldwache gegen Schosdorf und Hagendorf sicherte.

Zur eventuellen Unterstützung und Aufnahme dieser Cavallerie wurden die Fußjäger und 2 Freibataillone im Welkersdorfer Walde bereit gestellt.

Um ein rasches Vorgehen durch den letzteren zu ermöglichen, ließ der König zahlreiche Colonnenwege durch denselben anlegen.

Der König selbst nahm Quartier im Dürings-Vorwerk, wo man vom Vorwerks-Berge aus das ganze Plateau sowie nach Süden und Südwesten das Vorterrain weithin überblickt.

In dieser Stellung nun beabsichtigte er Dauns weitere Maßnahmen abzuwarten, entschlossen, ihm in die Flanke zu fallen, wenn er gegen die Oder vorging, oder ihm in den Rücken zu marschiren, falls er sich gegen Sachsen wendete.

In ersterem Falle beabsichtigte der König seine gesammte Cavallerie über Welkersdorf vorzuschicken, und während diese den Marsch des Gegners in der Front aufhielt, mit der Infanterie und Artillerie auf den oben erwähnten Straßen und Colonnenwegen gegen dessen rechte Flanke vorzugehen.

Aber er sollte keine Gelegenheit finden, eine dieser Absichten auszuführen.

Wieder verging ein Tag nach dem andern, das schwere Geschütz der Oesterreicher war längst bei Marklissa eingetroffen, und noch immer blieben dieselben unbeweglich.

Inzwischen liefen schlimme Nachrichten vom Dohnaschen Corps im Hauptquartier des Königs ein.

Es war dem Grafen Dohna nicht gelungen, der ihm erteilten Instruction gemäß die verschiedenen Colonnen der Russischen Armee bei ihrem Anmarsch zur Concentration vereinzelt zu schlagen, und auch der von ihm versuchte Handstreich gegen die Russischen Magazine in Posen war mißglückt. Am 7. Juli hatte sich sodann die Russische Armee von dort gegen die Oder in Bewegung gesetzt, das schwache Preussische Corps langsam aber stetig zurückdrängend. Infolge des unausgesetzten Rückzuges bei mangelhafter Verpflegung und beständiger Beunruhigung durch die irreguläre Russische Reiterei in seinem inneren Halte schwer erschüttert, hatte das Corps am 20. Juli die Gegend von Züllichau erreicht. Die Russen waren ihm dicht auf dem Fuße gefolgt und jeden Augenblick konnten sie zum entscheidenden Angriff übergehen, der bei den obwaltenden Verhältnissen voraussichtlich zur gänzlichen Zerkümmernng des Preussischen Corps führen mußte.

Wollte sich König Friedrich dem nicht aussetzen, so mußte nach dieser Seite hin unverzüglich etwas Entscheidendes geschehen.

Am nächsten lag wohl der Gedanke, das Dohnasche Corps soweit zu verstärken, daß es den Russen numerisch wenigstens einigermaßen gewachsen war; aber die Frage: woher diese Verstärkungen genommen werden sollten, war schwer zu lösen, denn auch auf den übrigen Theilen des ganzen Kriegsschauplatzes hatte sich das numerische Verhältniß sehr zu Ungunsten der Preußen geändert.*)

Auf dem äußersten linken Flügel der Preussischen Aufstellung deckte General v. Fouqué den Paß von Landshut mit 13 000 Mann gegen den mit 25 000 Mann bei Konradswalde stehenden General de Ville.

Im Centrum stand der König bei Schmottseiffen, 34 000 Mann stark, der mehr als 50 000 zählenden Oesterreichischen Hauptarmee gegenüber, während der Prinz von Württemberg mit 6000 Mann dem 12 000 zählenden Corps Laudon den Weg über Halbau verlegen sollte.

In Sachsen befand sich um diese Zeit Prinz Heinrich mit 28 000 Mann im Marsche über Camenz auf Bautzen. Derselbe hatte augenblicklich zwar nur den General Haddick vor sich, der mit annähernd 20 000 Mann über Leitmeritz im Anmarsch war; aber schon bedrohte von Halberstadt her die ungefähr 30 000 Mann starke Reichsarmee Leipzig, und auch gegen sie mußte Prinz Heinrich voraussichtlich sehr bald Front machen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze hatte Herzog Ferdinand soeben wieder die Offensive ergriffen und stand augenblicklich — 70 000 Mann stark — der mehr als 125 000 starken Französischen Armee bei Minden dicht gegenüber. Auf dem äußersten rechten Flügel endlich fiel dem General v. Kleist

*) Vergl. Uebersichts-Skizze.

die Aufgabe zu, mit seinen 5000 Mann Berlin gegen 12 000 Schweden zu decken, die bei Loitz an der Peene zum Vormarsch bereit standen.

Unter diesen Umständen konnte der König keine dieser Armeeabtheilungen nennenswerth schwächen, ohne zugleich auch auf die Lösung der ihr gestellten Aufgabe ganz zu verzichten. Dies hielt er damals aber noch nicht für nothwendig, denn seiner inneren Ueberzeugung nach waren die bisherigen Misserfolge des Dohnaschen Corps weniger der numerischen Schwäche desselben, als vielmehr dem persönlichen Verhalten seines Führers zuzuschreiben, dessen sonstige Thatkraft damals durch schweres körperliches Leiden gebrochen war.

König Friedrich glaubte deshalb auch, daß ein Wechsel im Obercommando des Corps genügen werde, diesem seinen inneren Halt wiederzugeben und damit auch die nöthige Widerstandsfähigkeit gegen die Russen zu verleihen.

Er enthob deshalb nur den Grafen Dohna seines Commandos und übertrug dasselbe dem zum Dictator ernannten General v. Wedell.

Gegen diesen Entschluß hat sich die Kritik fast mit voller Einstimmigkeit ausgesprochen.

Sie macht geltend, daß in jenem Augenblick die Russische Armee dem Könige schon so bedenklich nahe gewesen sei, daß er zunächst nur an die Abwendung der von ihr drohenden Gefahr hätte denken dürfen. — Er habe sich auch sagen müssen, daß die Durchführung aller Aufgaben, die er sich ursprünglich für diesen Feldzug gestellt hatte, jetzt doch nicht mehr möglich sei, und er habe deshalb wenigstens auf eine derselben verzichten müssen. Nach Lage der Verhältnisse konnte dies aber nur die Deckung Sachsens sein, und alle Kritiker stimmen deshalb auch darin überein, daß der König dasselbe — mit Ausnahme Dresdens — preisgeben und die Armee des Prinzen Heinrich unverzüglich gegen die Russen verwenden mußte.

Aber auch in der Durchführung seines Gedankens ist der König nach Ansicht der Kritik nicht consequent gewesen. Sie sagt nämlich: Wenn thatsächlich ein einfacher Wechsel im Obercommando des Dohnaschen Corps genügte, um das Gleichgewicht auf jenem Theil des Kriegsschauplatzes wieder herzustellen, so bedurfte es hierzu doch unbedingt eines Führers von ganz hervorragender Bedeutung. Vor Allem mußte dessen persönliches Ansehen in der Armee so groß sein, daß schon das bloße Bewußtsein seiner Gegenwart genügte, den Dohnaschen Truppen ihren inneren Halt wiederzugeben. Aber auch dann mußte dieser Führer noch ein ganz außergewöhnliches Feldherrntalent besitzen, um der schwierigen Aufgabe gewachsen zu sein, mit diesen Truppen einem nahezu dreifach überlegenen Gegner die Spitze zu bieten.

Die Preussische Armee besaß in jenem Augenblicke nur zwei Männer, welche diese beiden Bedingungen in ihrer Person vereinigten: den Prinzen Heinrich und vor Allem — den König selbst. Entweder mußte daher dieser jetzt selbst den Oberbefehl gegen die Russen übernehmen oder er mußte ihn dem Prinzen Heinrich übertragen; die Entsendung des Generals v. Wedell

dagegen war unbedingt ein Fehler. Denn ungeachtet seiner sonstigen hervorragenden Eigenschaften entsprach dieser General den vorerwähnten beiden Bedingungen nicht. — In weiteren Kreisen der Armee überhaupt nur wenig bekannt, war er den bisher größtentheils auf dem entlegenen Kriegsschauplatz in Pommern verwendeten Dohnaschen Truppen wohl gänzlich fremd. Seine Ernennung zu ihrem Führer konnte daher auch schwerlich eine besonders ermutigende Wirkung auf sie ausüben. Dann aber fehlte es dem General v. Wedell vor Allem an der für seine Aufgabe nöthigen Erfahrung in der höheren Truppenführung, da er bisher noch keine Gelegenheit gehabt hatte, die Operationen eines größeren Truppencorps längere Zeit hindurch ganz selbständig zu leiten.

Das mußte aber um so bedenklicher sein, als er in seiner neuen Stellung mehrere Generale vorfand, die dem Patent nach älter als er — ihm jetzt doch unterstellt waren. Daß diese, auch bei größter Loyalität ihrer Anschauungen, sich dem jüngeren General nicht besonders freudig unterordnen und daß hieraus mancherlei verhängnißvolle Reibungen entstehen würden, war vorauszusehen.

Die Mission des Generals v. Wedell war daher von Hause aus — hoffnungslos.

Dies das Urtheil der Kritik, und der thatsächliche Verlauf der Dinge giebt ihr hierin allerdings anscheinend Recht.

Am 22. Juli Nachmittags traf General v. Wedell auf seinem neuen Posten ein und schon am 23. kam es bei Kay zur Schlacht.

Während der General selbst auf einem Reconoscirungsbritt vom Lager abwesend war, entdeckten seine Vorposten, daß die Russische Armee im Begriffe sei, durch einen Flankenmarsch die Preussische Stellung zu umgehen und sich zwischen sie und die Oder zu schieben. — Erst das infolge dessen Preussischerseits eröffnete Geschützfeuer rief den General v. Wedell in das Lager zurück, und in der Annahme, daß es ihm jetzt gelingen werde, die Russen in der Marschcolonne zu überraschen, entschloß er sich zu sofortigem Angriff.

Diese Annahme erwies sich als irrig.

Aus unaufgeklärt gebliebenen Ursachen hatten die Preussischen Vorposten den Marsch der Russen erst entdeckt, als sich bereits deren Arrieregarde in Bewegung setzte. Der Preussische Angriff überraschte daher nur diese, während das Gros der Russischen Armee genügend Zeit gewann, sich gefechtsbereit zu machen und seine erdrückende Uebermacht voll zur Geltung zu bringen.

Ein weiteres Mißgeschick für die Preussischen Waffen trat hinzu: Die vom General v. Wedell entsendete Umgehungscolonne, welche den entscheidenden Stoß gegen die rechte Russische Flanke führen sollte, fand keinen Weg durch das sie vom Feinde trennende Sumpfterrain; — ihr Eingreifen unterblieb daher und General v. Wedell wurde entscheidend geschlagen.

So war denn das Schlimmste eingetreten, was den König in jenem Augenblicke treffen konnte, und somit ist es zweifellos, daß sein Entschluß, den General v. Wedell gegen die Russen zu entsenden, kein glücklicher gewesen war.

Mag dieser Entschluß nun aber auch — rein militärisch betrachtet — ein Fehler gewesen sein, vom allgemein menschlichen Standpunkte aus ist er durchaus erklärlich und gerechtfertigt.

Wie weiter oben dargelegt worden ist, blieb dem Könige, wenn er diesen Entschluß nicht faßte, nur die Wahl: entweder sich selbst oder den Prinzen Heinrich den Russen entgegenzustellen.

Daß er Letzteres nicht that, war durch die persönlichen Charaktereigenschaften des Prinzen voll begründet.

Groß im Entwerfen und in der Durchführung sorgfältig durchdacht und vorbereiteter Unternehmungen, war er ein abgesetzter Feind aller Wagnisse, und deshalb auch ein principieller Gegner der gesammten Kriegsführung seines Großen Bruders.

Gerade in jenen Tagen nun war in dem Briefwechsel beider Feldherren dieser tiefe Gegensatz ihrer Grundanschauungen besonders scharf zu Tage getreten, und König Friedrich hatte seine ganze Beredsamkeit aufgeboten, um den Prinzen zu den seinigen zu bekehren. — Es war ihm nicht gelungen, und deshalb war es durchaus folgerichtig, daß er denselben jetzt nicht vor eine Aufgabe stellte, deren Lösung seiner inneren Ueberzeugung nach in erster Linie kühnes Wagen erforderte. Daß aber der König selbst diese Aufgabe nicht übernahm, das findet seine volle Erklärung in den psychologischen Vorgängen, die sich damals zweifellos in seiner Seele abgespielt haben.

Nach sorgfältiger Erwägung aller Verhältnisse war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Schicksal dieses Feldzuges und vielleicht auch des ganzen Krieges von einem entscheidenden Siege über die Oesterreicher abhinge. Sein ganzes Streben war von diesem Augenblick an auf die Erreichung dieses einen großen Zieles gerichtet gewesen. Um seinetwillen hatte er sich gewaltsam zu monatelanger Unthätigkeit gezwungen, hatte geduldet, daß die Russen ungestraft bis vor die Thore Berlins streifen, die Reichstruppen Sachsen brandschatzen durften. Jetzt endlich schien der Augenblick gekommen, wo der König hoffen durfte, die Früchte seiner Consequenz und Ausdauer ernten zu können, denn die Oesterreichische Armee hatte den lang erwarteten Vormarsch thatsächlich angetreten. Daß sie ihn — bei Marklissa angekommen — wieder unterbrach, war bei der Art der damaligen Kriegsführung nicht auffallend und berechtigte in keiner Weise zu der Annahme, daß sie ihn ganz einstellen wolle.

Im Gegentheil — die Wahrscheinlichkeit sprach gegen diese Annahme.

Schon im vorigen Feldzuge hatten die Russischen Generale sich bitter darüber beklagt, daß ihre Armee die Last und die Gefahren des Krieges allein tragen müsse, während die Oesterreichische sich damit begnüge, in sicherer Entfernung den unthätigen Zuschauer zu bilden.

Auch jetzt herrschte wieder im Russischen Hauptquartier große Unzufriedenheit über die Unthätigkeit der Oesterreicher, und General Soltikow hatte deshalb den Oesterreichischen Bevollmächtigten Oberst Botta mit der dringenden Forderung nach Marklissa zum Grafen Daun gesandt, nun auch seinerseits endlich thätig in die Operationen einzugreifen.

Auch von Wien aus wurde Graf Daun lebhaft zum Vormarsch gedrängt, und um all seine zahllosen Bedenken endgültig zu beseitigen, hatte die Kaiserin ihm formell erklärt, daß sie die volle Verantwortung für alle Folgen des Vormarsches persönlich auf sich nehme.

Es fiel sonach jeder stichhaltige Grund für ein längeres Abwarten der Oesterreicher bei Marklissa fort, und König Friedrich, der über alle diese Vorgänge genau unterrichtet war, durfte deshalb mit vollem Rechte stündlich die Meldung erwarten, daß die Oesterreichische Armee im Marsche sei.

Er mußte sich deshalb aber auch sagen, daß, wenn er jetzt das Lager von Schmottseiffen verließ, um sich zum Dohnaschen Corps zu begeben, vielleicht in dem gleichen Augenblick die Gelegenheit eintrat, die er seit Monaten so sehnlich erwartet, auf die er seinen ganzen Feldzugsplan basirt hatte. Dann aber war sie für ihn unwiederbringlich verloren, und das macht es erklärlich, daß der König mit jenem Entschlusse auf das Aeußerste zögerte — zögerte, bis es zu spät war.

Allerdings hatten die vom Dohnaschen Corps eingehenden Berichte die Lage desselben als sehr bedenklich geschildert; dennoch ist dem Könige wohl kaum ein Vorwurf daraus zu machen, daß er sich durch diese Berichte nicht von seinem ursprünglichen Plane abbringen ließ.

Ist es doch von jeher ein Kriterium großer Feldherren gewesen, daß sie, unbeirrt durch die ihnen entgegentretenden unvorhergesehenen Schwierigkeiten, den einmal als richtig erkannten Entschluß mit unerschütterlicher Consequenz durchzuführen versuchten. Gerade die Geschichte unserer letzten Kriege hat den hohen Werth dieser Eigenschaft besonders klar hervortreten lassen, denn ohne sie wäre auf Trautenau kein Königgrätz, auf Billesejel keine Schlacht an der Lifaine gefolgt.

Freilich kann diese Eigenschaft — wie das Beispiel Napoleons im Jahre 1812 lehrt — sich auch zu einem verhängnißvollen Fehler gestalten, wenn sie bis zum Starrsinn getrieben wird. — Dies trifft aber bei König Friedrich und ganz besonders in dem vorliegenden Falle nicht zu; denn war auch bei der großen numerischen Ueberlegenheit der Russen ein Scheitern der Mission des Generals v. Wedell leicht zu gewärtigen, so war doch auch das Gegentheil keineswegs absolut ausgeschlossen. Thatsächlich war ja auch die spätere Niederlage dieses Generals ein Resultat beispiellosen Mißgeschicks, nicht aber eine Folge innerer Nothwendigkeit. — Daß er sich zur Schlacht genöthigt sah, ehe er seine Truppen und das Terrain auch nur nothdürftig kennen gelernt hatte, daß seine Vorposten ihre Schuldigkeit nicht thaten, daß ihre erste Meldung

während der Abwesenheit des Generals einging und daß schließlich auch noch das Eingreifen der Umgehungscolonne unterblieb, — das sind unglückliche Zufälle, wie die Kriegsgeschichte sie gleich zahlreich auf so engem Raume wohl kaum ein zweites Mal aufweisen dürfte.

Jedenfalls lagen dieselben außerhalb jeder Berechnung und können kaum dem General v. Wedell, ganz gewiß aber nicht dem Könige zur Last gelegt werden.

Zieht man nun noch in Betracht, wie günstig sich dessen Lage gestalten mußte, wenn diese unglücklichen Zufälle nicht eintraten, so wird man es gerechtfertigt finden, daß er für dieses Mal den sicheren Weg verließ und seinem guten Glück vertraute. Doch — er hatte ihm zu viel vertraut, und General v. Wedell wurde geschlagen.

Jetzt blieb dem Könige keine Wahl.

Wollte er die Vereinigung der Oesterreicher und Russen noch verhindern, ohne Gefahr zu laufen, von beiden gleichzeitig angegriffen zu werden, so mußte er die Russen zurückwerfen, ehe sie sich der Oesterreichischen Armee noch mehr genähert hatten.

König Friedrich zögerte auch keinen Augenblick, dies zu versuchen.

Er beschloß, aus den Truppen des Prinzen Heinrich, des Prinzen von Württemberg und des Generals v. Wedell eine neue Armee zu bilden und dieselbe persönlich gegen die Russen zu führen, während Prinz Heinrich mit den bei Schmottseiffen stehenden Truppen ihm den Rücken gegen die Oesterreicher decken sollte.

Demgemäß erhielt der Prinz Befehl, seine Armee unverzüglich zur Vereinigung mit dem Corps des Prinzen von Württemberg nach Sagan zu führen, wo der König selbst den Oberbefehl über diese Truppen übernahm, während Prinz Heinrich sich nach Schmottseiffen begab.

Am 30. Juli brach König Friedrich nach der Oder auf, entschlossen, die Russen anzugreifen, wo er sie fände.

Während des Vormarsches zog er auch den General v. Wedell und den von der Armee des Prinzen Heinrich mit 9000 Mann in die Gegend von Torgau detachirten General v. Fink an sich und brachte seine Armee dadurch auf 48 000 Mann.

Nach mehrtägigem Halt bei Müllrose führte er dieselben am 11. August unterhalb Frankfurt in zwei Colonnen auf das rechte Oderufer und am folgenden Tage zum Angriff auf die Russische Stellung bei Runersdorf.

Inzwischen hatte Feldmarschall Daun — dem immer lebhafteren Drängen Soltikows und des Wiener Hofes endlich nachgebend — ein Hülfscorps unter General Laudon zur Russischen Armee entsendet.

Durch einen kühnen Marsch, dessen geschickte Anlage und Durchführung volle Bewunderung verdient, war es diesem General gelungen, glücklich zwischen

dem Prinzen Heinrich und dem Könige hindurchzukommen und noch vor letzterem die Oder zu erreichen.

Derselbe fand daher bei Kunersdorf die Russen und Oesterreicher bereits vereinigt.

In klarer Erkenntniß, daß es jetzt für ihn kein „Zurück“ mehr gebe, und daß nur ein vollständiger Erfolg seiner Sache eine günstige Wendung geben könne, entschloß der König sich dennoch zum Angriff und führte denselben unter äußerster Einsetzung aller Kräfte durch.

Mit welchem Erfolge — ist bekannt.

Zeigt nun schon dieser Entschluß allein, wie unrichtig diejenigen urtheilten, welche in des Königs Verhalten während der ersten Periode dieses Feldzuges eine Umkehr zu defensiven Grundsätzen, ein Erlahmen seines Offensivgeistes erblickten, so beseitigt des Königs Verhalten nach der Schlacht von Kunersdorf auch den letzten Zweifel hierüber.

In einer Lage, in welcher andere Feldherren allein noch Rettung in Unterhandlungen mit dem siegreichen Gegner, oder mindestens doch Schutz hinter den Mauern einer Festung suchten, trägt König Friedrich sich schon wieder mit neuen Offensivgedanken. Denn noch in der Nacht vom 12. zum 13. August, also nur wenige Stunden nach der schwersten Niederlage, die er je erlitten, weist er in seinen denkwürdigen Directiven für den General v. Finck demselben bereits die Ziele für eine neue Offensive an und giebt so den schlagendsten Beweis für die Allgewalt des ihn beseelenden Offensivgeistes.

Thatsächlich tritt denn dieser auch in allen späteren Phasen dieses ganzen Krieges trotz aller Wechselfälle immer wieder in den Vordergrund und führt schließlich — wennschon nach manchem schweren Rückschlage — den König zu dem langersehnten Ziele — dem ruhmvollen Frieden von Hubertusburg.

Blicken wir auf die vorstehend skizzirten Operationen zurück, so sehen wir, daß dabei ein eigenthümliches Verhängniß über dem Könige gewaltet hat.

Vom lebhaftesten Offensivgeiste beseelt, dem er ja seine glänzendsten Erfolge verdankte, hatte der König auch für dieses Mal nur ungern auf die Offensive verzichtet.

Er wußte, daß die öffentliche Meinung hierin das Eingeständniß sehen werde, daß das System seiner bisherigen Kriegsführung, dessen Schöpfer und alleiniger Träger er gewesen, sich als fehlerhaft erwiesen habe.

Er mußte sich auch sagen, daß sein persönliches Ansehen, sein Ruf als Feldherr naturgemäß hierunter leiden werde — und dennoch hatte er sich darüber hinweggesetzt.

Er hatte es gethan, weil er dadurch am sichersten den Staat zu retten glaubte, und weil die Herrscherpflicht ihm höher galt, als sein eigener Feldherrnruhm.

Doch die unberechenbare Vorsicht Dauns durchkreuzte seine wohldurchdachte Absicht, und gerade dieser Feldzug nahm einen überaus unglücklichen Verlauf.

Mit unerschütterlicher Consequenz hielt König Friedrich jetzt an seinem ersten Plane fest, so lange er noch eine Möglichkeit erblickte, ihn durchzuführen.

Als aber diese mit dem unglücklichen Gefecht von Kay entchwand, da zögerte er auch keinen Augenblick, ihn gänzlich aufzugeben.

Mit gleicher Schnelligkeit entschloß er sich sodann zum Marsche nach der Oder sowie zum Angriff auf die Russen und führte diesen nach meisterhafter Einleitung mit mustergültiger Energie auch durch.

Als dessenungeachtet dann das Kriegsglück gegen ihn entschied, und als damit nach menschlicher Voraussicht für Preußen auch die letzte Hoffnung schwand, da rettete allein des Königs allgewaltiges Genie das Vaterland vom sicheren Untergange und führte es nach jahrelangem, schwerem Ringen zu neuem Ruhme und zu neuer Größe.

So können wir denn auch, so oft wir des Großen Königs gedenken, mit ganz besonderem Stolze auf diesen seinen unglücklichsten Feldzug zurückblicken; gab gerade er dem Könige doch Gelegenheit, sein Feldherrngenie im strahlendsten Lichte zu entfalten und sich zu jener Seelengröße aufzuschwingen, die noch bis heute ohne Gleichen ist und die für alle Zeiten bewunderungswerth und mustergültig bleiben wird.